

Dita Kraus

Ein aufgeschobenes Leben

Kindheit im
Konzentrationslager –
Neuanfang in Israel



wallstein

Dita Kraus
Ein aufgeschobenes Leben

BERGEN-BELSEN –
BERICHTE UND ZEUGNISSE

Herausgegeben von der
Stiftung niedersächsische Gedenkstätten

Band 10

Herausgegeben zusammen mit der
Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte zur
Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen

Dita Kraus
Ein aufgeschobenes Leben

*Kindheit im Konzentrationslager –
Neuanfang in Israel*

Aus dem Englischen übersetzt
von Cornelius Hartz



WALLSTEIN VERLAG

Die Übersetzung des Werks
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Die Veröffentlichung wurde gefördert
von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2020
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
Umschlagbild: Dita Polach (verh. Kraus), 1942, Privatbesitz
Lithografie: SchwabScantechnik, Göttingen
ISBN (Print) 978-3-8353-3650-6
ISBN (E-Book, pdf) 978-3-8353-4470-9

Inhalt

Warum mein Buch »Ein aufgeschobenes Leben« heißt	7
---	---

Teil 1: 1929–1942

Kindheit	11
Anita	31
Gerta	36
Großvater	63
Die Operation	71
Žd'ár	79
Pubertät	90
Ludvík und Manya	93
Angst	97

Teil 2: 1942–1945

Theresienstadt	119
Auschwitz-Birkenau – Lager BIIb	133
Latrine	139
Das Leben im Lager	141
Hamburg	159
Luftangriffe	168
Mein italienischer Verehrer	173
Neugraben	179
Tiefstack	186
Bergen-Belsen – Nahe am Verhungern	192
Die Befreiung	205
Bubi	212
Nach der Befreiung	219
Das Grab	235
Zurück nach Prag	238

Teil 3: 1945 bis zum 21. Jahrhundert

Die ersten Wochen in Prag	241
Otto	252
Mausi	256
Teplice.	259
Hochzeit	267
Die Kraus'sche Fabrik	279
Eine neue politische Realität.	290
Die Reise nach Isreal	306
Im Dorf	321
Givat Chaim	328
Meine Karriere als Schusterin	346
Der Speisesaal	369
Ein neuer Job für Otto	376
Heuschrecken.	380
Hadassim	388
Rosh Pina	397
Über Freunde	402
Die späten Jahre	404
Ottos Bücher	410
Im Imperial War Museum	412
Reise nach Japan	415
Eine nostalgische Reise	430
Stolperstein	435
Peter-Schimon	438
Ronny	444
Michaela	449
Wo bin ich zu Hause?	472
Kein aufgeschobenes Leben mehr	473
Geleitwort	481
Nachwort	483

Warum mein Buch »Ein aufgeschobenes Leben« heißt

Mein Leben ist nicht das wahre, das eigentliche Leben. Es spielt sich vor meinem eigentlichen Leben ab, als wäre es eine Art Vorwort zu meiner Geschichte. Ich muss es nicht allzu ernst nehmen, denn es zählt noch nicht, es ist wie eine Generalprobe. Und jemand schaut von hinten oder vielleicht auch von oben zu und fällt ein Urteil. Ein Wesen, das mein Verhalten beobachtet und beurteilt. Möglicherweise ist es auch gar nicht irgendwo außen, sondern in mir drin. Ist es vielleicht meine Mutter? Oder meine Großmutter? Oder ich selbst? Ich habe keine Ahnung. Aber dieses Wesen ist ständig präsent und hält mir einen unsichtbaren Spiegel vor. Ich spüre, ob es das, was ich tue, gutheißt oder nicht. Ist es zufrieden, dann fühle ich mich wohl, wenn nicht, winde ich mich innerlich. Dann versuche ich, mein quälendes Gewissen zu verdrängen oder ich suche nach Ausreden. Doch dieses negative Gefühl ist extrem hartnäckig und lässt sich nicht so einfach vertreiben. Ich bemühe mich dann immer, Vorwände für das zu finden, was ich getan oder gesagt habe und das dem Wesen, das mich kontrolliert, missfallen hat. Aber zugleich ist mir klar, dass ich bloß versuche, mein Fehlverhalten zu rechtfertigen.

Ich weiß nicht, wie dies damit zusammenhängt, dass ich mein Leben als »aufgeschoben« wahrnehme. Solange ich denken kann, bin ich in Gedanken schon bei morgen anstatt bei dem, was ich gerade erlebe. Noch heute, wenn ich in einem Konzert sitze, bin ich nicht ganz bei

der Musik, deretwegen ich gekommen bin. Ich denke schon an die spätere Heimfahrt und an das, was ich morgen auf dem Zettel habe. Beim Essen denke ich schon an den Abwasch und wenn ich zu Bett gehe, plane ich, was ich tun werde, wenn ich wieder aufstehe. Ich bin nie ganz im Hier und Jetzt. Ich fühle, dass ich die Gegenwart nicht genieße. Da ist zu viel Kontrolle, ich kann niemals loslassen, nie völlig entspannen. Dieses Wesen, das mich beurteilt, ist ständig da.

Es muss schon in meiner frühen Kindheit begonnen haben, dass ich die Zeit »aufschob«. Wie ich das tat? Ich verlegte alles auf später, besser gesagt: Ich akzeptierte die bittere Tatsache, dass ich das, was ich mir wünschte, nicht bekommen würde. Heute nicht, morgen nicht, vielleicht überhaupt nicht. Ich wusste: Ich muss Geduld haben und abwarten, vielleicht kommt es später. Oder nie. Wenn ich nicht allzu sehr darauf hoffe und nicht mehr daran denke, vielleicht würde sich der Wunsch dann eines Tages noch erfüllen. Tief in mir drin glaube ich immer noch, dass sich das Blatt irgendwann wenden wird, dass sich die Dinge neu ordnen werden, bis alles in der richtigen Reihenfolge abläuft. Dass alles so läuft, wie es soll. Ich muss nur ein wenig abwarten.

Die aufgeschobenen Passagen meines Lebens, diese leeren Räume, haben Lücken geschaffen, sodass das Mosaik meines Lebens heute einige blinde Flecken hat, an denen das Bild unvollendet bleibt. So viele Lücken. Wie kann ich sie füllen? Meine Zeit läuft ab, wer weiß, wie lange ich noch zu leben habe. Ich bin längst Urgroßmutter, habe vier Enkel und vier Urenkel. Die meisten Menschen, die mich im Leben begleitet haben, sind bereits gestorben und können meine Fragen nicht mehr

beantworten. Ich will versuchen, die Fragmente zu sammeln und zusammenzufügen. Vielleicht gelingt es mir ja, die Lücken des Mosaiks doch noch zu ergänzen.

Dita Kraus

Kindheit

Meine frühesten Erinnerungen stammen aus dem Nichts, aus der Leere, die der bewussten Erinnerung vorausgeht. Sie sind wie Standbilder eines Films, die nur für einen Augenblick auf dem Bildschirm aufflackern, um sofort wieder im Dunkeln zu verschwinden. Doch jedes dieser flüchtigen Bilder ist voller Emotionen.

In einer Arztpraxis legt man mich auf die Kinderwaage, die auf einem Tisch steht, der mit einem weißen Wachstumstuch bedeckt ist. Ich bin nackt, und das Metall an meinem Rücken fühlt sich hart und kalt an. Ich bin vielleicht zwei, zweieinhalb Jahre alt. Mutter und die Ärztin in ihrem weißen Kittel stehen über mir. Ich habe keine Angst, denn beide lächeln.

Unsere Kinderärztin hieß Dr. Desensy-Bill. Ich erinnere mich an spätere Besuche, bei denen sie ihre Handfläche auf meine Brust legte, mit dem Mittelfinger darauf tippte und dann horchte, das Ohr an meine Haut gedrückt. Eine braune, mit Leder gepolsterte Tür mit Messingknöpfen führte vom Behandlungsraum zu ihrer Privatwohnung.

Manchmal blieb Mutter noch eine Weile, um mit der Ärztin zu sprechen, und dann durfte ich durch die dicke Tür gehen, die sich, so schwer sie war, doch erstaunlich leicht und geräuschlos öffnen ließ, und mit ihrer Tochter Lucy spielen. Lucy war ungefähr in meinem Alter, aber ich mochte sie nicht besonders, sie war langweilig.

Eine weitere Erinnerung. Es ist Nacht und ich stehe weinend und verängstigt in meinem Bett. Ich muss noch sehr klein sein, denn ich umklammere die Stangen eines Gitterbetts. Mutter und Mitzi sind da und versuchen mich zu beruhigen. Aber es gelingt ihnen nicht, denn kurz zuvor ist eine Hand durch die Wand gekommen, die mich packen wollte. Mutter hebt mich aus dem Bett und trägt mich in den Raum auf der anderen Seite der Wand. Dort ist das Badezimmer, und sie zeigt mir, dass da gar kein Loch in der Wand ist. Mutter und Mitzi versichern mir beide, dass eine Hand niemals durch eine Wand hindurchgreifen kann. Aber sie haben keine Ahnung, denn sie haben die Hand ja nicht gesehen. Ich schon. Als ich aufhöre zu weinen, bringen sie mich wieder ins Bett, sie glauben, dass sie mich überzeugt haben. Sie decken mich zu und löschen das Licht. Trotzdem bleibt die Angst, und wochenlang kann ich erst einschlafen, wenn man mein Kinderbett ein Stück von der Wand abgerückt hat.

Aus der Dunkelheit meines Unterbewussten taucht eine weitere Szene auf. Sie ist äußerst beunruhigend. Ich sitze in der Badewanne, meine Mutter auf dem Rand. Plötzlich rinnen ihr Tränen die Wangen hinab. Mutter weint, ohne einen Laut. Das macht mir Angst, und ich fange ebenfalls an zu weinen. »Was hab ich denn gemacht? Was hab ich denn gemacht?« Aber sie schüttelt nur den Kopf, ich bekomme keine Antwort. Ich weiß nicht, warum Mutter weint. Hat jemand sie verletzt? Ist es meine Schuld? Habe ich mich danebenbenommen? Ich habe keine Ahnung. Selbst heute noch empfinde ich Trauer, Schuld und Schmerz, wenn ich daran zurückdenke.

Meine Mutter hieß Liesl, ihr Mädchenname war Adler. Sie hatte einen zehn Jahre älteren Bruder namens Hugo. Ihre Mutter war gestorben, als Liesl noch ein Baby war, und ihr Vater, Richter von Beruf, hatte noch einmal geheiratet. Mutter erzählte mir, ihre Stiefmutter sei gerecht und gewissenhaft gewesen, aber es habe ihr an Wärme und mütterlicher Liebe gemangelt. An meinen Großvater mütterlicherseits erinnere ich mich nicht, er starb bereits kurz nach meiner Geburt. Hugo wurde ebenfalls Richter; er war verheiratet, hatte aber keine Kinder. Ich habe ihn in meinem Leben nur zweimal gesehen.

Als ich sechs oder sieben Jahre alt war, fuhren Mutter und ich in die Ferien in die Tatra und machten zwei oder drei Tage lang Station bei Onkel Hugo in Brünn. An zwei Szenen dieses Besuches erinnere ich mich ganz lebhaft. Als wir Onkel Hugos Wohnung betraten, brach Mutter in Tränen aus. Sie war in dieser Wohnung aufgewachsen, und dort standen immer noch dieselben Möbel. Erinnerungen wurden wach. Als Mutter geheiratet hatte, war Hugo in dem Haus, in dem sie beide aufgewachsen waren, wohnen geblieben.

Die andere Szene spielt im Gerichtssaal. Hugo, der eine violette Robe trägt, ist der vorsitzende Richter, wir dürfen im Saal einen Prozess mit anhören. Hinterher sagt Mutter, das Ganze sei nicht aufregend gewesen und Hugo gibt zurück: »Ich mache keine Scheidungen, daher sind meine Gerichtsverfahren eher langweilig.«

Meine Eltern zogen kurz nach der Hochzeit aus ihrer Heimatstadt Brünn nach Prag. Sie mieteten eine kleine Wohnung im Erdgeschoss einer Villa. Es gab einen Garten mit Rasen, Blumenbeeten und Stachelbeersträuchern am Zaun. Ich durfte die Beeren pflücken, mochte sie aber

nicht, sie waren haarig und sauer. Der Eigentümer der Villa, Herr Hackenberg, war ein Freund und Parteikollege meines Großvaters Johann.

Die Hackenbergs hatten einen riesigen Schäferhund namens Putzi, der so gutmütig war, dass ich auf ihm reiten durfte. Auf einem Foto sieht man mich mit etwa zwei Jahren nackt neben dem Hund, und wir sind beide gleich groß. Der einzige Sohn unseres Vermieters, Dori, ging bereits zur Universität, sodass ich niemanden zum Spielen hatte, wenn sich die Erwachsenen unterhielten.

Herr Hackenberg und meine Mutter saßen auf einer Bank im Garten, während ich im Sandkasten spielte. Ich grub mit den Händen und baute einen Tunnel. Plötzlich wand sich im Loch ein furchtbares, schleimiges rötliches Etwas. Ich schrie vor Angst auf und rannte in die schützenden Arme meiner Mutter. Als sie sah, wovor ich mich erschreckt hatte, lachte sie auf. Herr Hackenberg lachte ebenfalls. Ich schämte mich, fühlte mich gedemütigt. Wie konnten sie nur lachen, wenn ich solche Angst hatte? Meine Mutter hatte sich mit Herrn Hackenberg zusammengetan, und gemeinsam lachten sie mich aus. Sie hatte mich im Stich gelassen, hatte mich enttäuscht. Woher sollte ich wissen, dass das nur ein argloser Regenwurm war? Ich hatte solch ein ekelhaftes Geschöpf noch nie zuvor gesehen.

Ich war ungefähr drei oder vier, als wir in eine neue Wohnung zogen, in einem großen Mietshaus in Prag-Holešovice. Wir hatten ein Hausmädchen namens Mitzi. Heutzutage haben nur reiche Leute eine Haushaltshilfe, aber im Europa der Vorkriegszeit war das durchaus üblich. Die sechzehn- bis achtzehnjährigen Töchter armer Dorfbewohner kamen in die Stadt, um zu arbeiten,

Kochen und gute Manieren zu lernen und, mit etwas Glück, einen Ehemann zu finden. Sie bezogen winzige Dienstbotenzimmer, wie es sie in fast jeder Wohnung gab, erhielten einen geringen Lohn und hatten einen freien Nachmittag und einen freien Abend pro Woche. Oft blieben sie nicht lange bei der Familie – man musste sie wieder entlassen, weil sie sich zu dumm anstellten, beim Stehlen erwischt oder schwanger wurden.

Dass unsere Mitzi uns verließ, weil sie heiratete, machte Mutter regelrecht stolz. Ihr Mann war Schuster und hatte sein Geschäft an der Hauptstraße, in der Nähe der Haltestelle der Straßenbahnlinie 6. Kurz nach ihrer Hochzeit lud mich Mitzi zum Sonntagsfrühstück ein. Ich durfte allein hingehen. Am Sonntagmorgen war die Straße verlassen, und ich war ganz stolz, dass ich ohne Begleitung gehen durfte. Mitzi und ihr Mann wohnten hinter dem Laden in einem Raum, der nach Klebstoff und Leder roch. Das Geschäft war geschlossen, und Mitzi behandelte mich wie einen Ehrengast. Sie tat mir ein großes Stück ihres Gugelhupfs auf, der genauso aussah wie der, den meine Mutter manchmal buk, aber ihrer schmeckte irgendwie festlicher. Ich war glücklich und stolz, dass man mich wie eine Erwachsene behandelte.

Es gab noch mehr solcher Frühstücke, aber sie wurden immer seltener und irgendwann zogen Mitzi und ihr Schuster fort. Ich glaube, er musste den Laden schließen, weil er ihnen nicht genug zum Leben einbrachte. Wir haben nie wieder etwas von Mitzi gehört.

Als Mitzi noch bei uns war, machten meine Mutter und ich Urlaub in ihrem Heimatdorf im Böhmerwald. Mitzi kam mit und blieb ein paar Tage bei uns, dann fuhr sie zurück nach Prag, um die Maler zu beaufsichtigen,

die in unserer Abwesenheit die neue Wohnung renovierten. Ich weiß noch genau, wie wir nach Hause kamen und es nach frischer Wandfarbe und gewachstem Parkett roch.

Hinter dem Bauernhaus, in dem wir untergebracht waren, verlief ein flacher Fluss. Mehrere einheimische Kinder und ich standen knietief im kristallklaren Wasser und sammelten Gold. Jawohl, echtes Gold! Die Goldkörner waren nicht größer als Mohnkörner, aber sie leuchteten zwischen den Kieseln im durchsichtigen Wasser. Wir legten sie uns auf die Handflächen und ließen sie in der Sonne glitzern. Ich war ganz aufgeregt. Immer, wenn ich heute im Fernsehen etwas über den Goldrausch in Amerika sehe, muss ich daran denken, wie ich damals selbst unter die Goldsucher ging.

Damals in dem Dorf begegnete ich zum ersten Mal dem Tod.

Am Fuß des Hügels, am anderen Ufer des Flusses verlief eine Straße. Auf der Straße lag ein Pferd, sein Kopf und Hals hingen über den Straßenrand. Hinter dem Pferd befand sich ein umgestürzter Wagen. Das Pferd bewegte sich nicht. Ich stand lange da und wartete darauf, dass es endlich aufstehen würde. Mehrere Leute standen darum herum, auch sie warteten. Aber das Pferd zuckte nicht einmal und irgendwann kam mir die furchtbare, schreckliche Erkenntnis, dass das Tier nie wieder aufstehen würde, dass es tot war. Ich war sehr verstört und hatte Angst. Doch wie ich es später noch öfter erleben sollte, kam es mir gar nicht so vor, als wäre ich hier auf ein Phänomen gestoßen, das mir völlig neu war, sondern eher so, als hätte das Wissen darum schon immer in mir geschlummert und wäre erst jetzt ans Licht gekommen. Wie Platon schrieb: »Ein Großteil unseres Wissens schlummert

latent in unserer Psyche.« Ich hatte zum ersten Mal das Gefühl, dass die Welt gar nicht der helle und glückliche Ort war, der sie bisher gewesen zu sein schien.

Zu meiner nächsten Begegnung mit dem Tod kam es einige Jahre später, als ich in der dritten Klasse war. Eines Morgens vor der Schule sah ich eine Gruppe von Kindern dicht an den Zaun gepresst, der den Schulhof umgab. Hinter dem Zaun ging es steil bergab, unten waren die Eisenbahngleise, und dort auf den Gleisen lag ein Toter. Er sah eher wie ein Haufen Kleider als wie ein Mensch aus. Die Kinder starrten durch den Zaun, regungslos und still. Es war ein Moment unaussprechlicher Traurigkeit. Ich wusste sofort, dass das ein Selbstmörder war, jemand, der nicht mehr hatte leben wollen und vor einen Zug gesprungen war. Ich habe diesen Anblick nie vergessen. Als ich nach fast sechzig Jahren wieder an meiner alten Schule vorbeikam, zog es mich sofort an die Stelle am Zaun, als läge jene bemitleidenswerte Gestalt noch immer dort unten.

Zu Hause kam uns oft Tante Lori besuchen, eine entfernte Verwandte meiner Großmutter, die ich sehr mochte. Sie brachte mir jedes Mal schöne Geschenke mit. Sie hatte nie geheiratet und hatte keine Kinder, aber sie wusste trotzdem genau, was einem kleinen Mädchen gefallen würde.

Einmal brachte sie mir einen Stoffdackel mit. Ich nannte ihn Waldi. Er war schwarz, samtig weich und kuschelig, hatte ein rotes Lederhalsband und eine Leine. Ich ließ ihn hinter mir »laufen«, so wie ich es bei den Leuten mit echten Hunden gesehen hatte.

Eines Tages saß ich mit meinem Hund vor unserem

Haus auf einem kleinen Hocker, als ich auf die Toilette musste. Also band ich seine Leine am Gitter des Kellerfensters fest und sagte zu Waldi, er solle brav sein und auf mich warten. Ich hatte schon oft gesehen, wie jemand in ein Geschäft ging und den Hund draußen festband und wie der Hund dann auf sein Herrchen oder Frauchen wartete.

Als ich zurückkam, war der Hund fort. Ich war furchtbar unglücklich. Ich konnte nicht verstehen, wie jemand so grausam sein konnte, meinen Hund mitzunehmen. Ich wusste, ich würde Waldi nie wiedersehen. Ich weinte bitterlich vor Schmerz und Enttäuschung.

Während Mitzi aus dem deutschsprachigen Teil Böhmens stammte, kam unser zweites Hausmädchen, Maria, aus einem tschechischen Dorf. Meine Eltern waren deutschsprachig aufgewachsen, wie damals die meisten Juden in Brünn. Sie sprachen zwar auch gut tschechisch, aber mein Vater, der Perfektionist, wollte nicht, dass ich seine gelegentlichen Ungenauigkeiten übernahm. Also entschied man sich für ein tschechisches Mädchen, damit ich die Sprache korrekt lernte.

An dem Tag, an dem sich Maria bei meinen Eltern um die Stelle bewarb, stürmte sie im Treppenhaus an mir vorbei. Ihr offener Mantel flatterte hinter ihr her. Unsere Augen trafen sich und ich war sofort verliebt in sie. Ich wusste nicht, dass sie aus unserer Wohnung gekommen war, aber als sie dann nach ein paar Tagen zu uns kam, freute ich mich sehr. Sie war vielleicht sechzehn, ausgesprochen hübsch, voller Leben und lachte viel. Sie hatte mich genauso gern wie ich sie, und ich ging viel lieber mit ihr spazieren als mit meinen Eltern. Ich weiß noch, wie sie mir von ihren vorherigen Arbeitgebern be-

richtete, die sehr streng gewesen waren. Sie zeigte mir ihr Haus und erzählte mir von der herrischen Frau Brod. Ich stellte sie mir vor wie die böse Stiefmutter von Schneewittchen.

Maria und ich waren eine eingeschworene Gemeinschaft. Meine Mutter kaufte mir nie bunte Limonade oder Eis am Stiel an den Straßenständen, aber Maria war selbst ganz verrückt danach und manchmal gönnte sie uns beiden etwas, bezahlte mit ihrem eigenen Geld, und ich musste ihr versprechen, unser Geheimnis niemandem zu verraten.

Unsere Wohnung hatte zwei große und ein kleines Zimmer. Das kleine Zimmer war meines, die anderen waren das Schlafzimmer meiner Eltern und das Wohnzimmer mit dem runden Esstisch in der Mitte. Maria schlief auf einem Klappbett in der Küche, das sie jeden Morgen zusammenklappte und hinter einem Vorhang verschwinden ließ. Sie hatte in der Küche einen eigenen Kleiderschrank mit einem Ganzkörperspiegel in der Tür. Wenn sie sich umzog, bevor sie an ihrem freien Nachmittag das Haus verließ, stellte sie sich dazu hinter die offene Tür.

Einmal schlich ich mich dabei heimlich an und sah ihre Brüste.

»Deine *brunslíky* sind größer als die meiner Mutter«, sagte ich.

Sie lachte auf, und als sie meiner Mutter erzählte, was ich gesagt hatte, musste auch sie lachen. Das Wort *brunslíky* gab es gar nicht, ich hatte es entweder erfunden oder zwei Wörter durcheinandergebracht, aber von dem Tag an war es bei uns zu Hause die offizielle Bezeichnung für diesen Teil der weiblichen Anatomie.

Maria hatte nicht allzu viel zu tun. Auf den Parkettböden lagen Teppiche, die hin und wieder gesaugt werden mussten, und ab und zu musste sie die doppelt verglasten Fenster putzen und den Steinfußboden in der Küche wischen. Eine Einrichtung unseres Hauses, die Besucher regelmäßig in Erstaunen versetzte, waren die automatischen Waschmaschinen im Keller. Da das »elektrische Haus«, wie unser Mietshaus genannt wurde, in jedem seiner beiden Flügel 16 Wohnungen beherbergte, musste man den Waschtag im Voraus beim Hausmeister anmelden.

Ich liebte es, mit Maria und den zwei Körben voller Wäsche im Aufzug hinunterzufahren. Die Luft im Keller war trocken und warm und roch nach Seife und Sauberkeit. Die zwei riesigen Trommeln der Waschmaschinen drehten sich mit einem leisen Summen. Außerdem gab es ein Gerät, das die Wäsche anschließend mit heißer Luft trocknete. Ich mochte das Klingeln, das verkündete, dass die Wäsche trocken war. Anschließend ließ Maria die gestärkten Laken durch die Heißmangel laufen. Nach ein paar Stunden fuhren wir mit der wunderschön gefalteten und duftenden Bettwäsche wieder in den vierten Stock.

Ich wachte meistens vom Geräusch der Kaffeemühle auf. Mutter kaufte jede Woche einhundert Gramm frisch gerösteten Kaffee. Auch ich durfte zum Frühstück Kaffee trinken, aber mit nur einem Teil Kaffee und drei Teilen Milch. Nach dem Frühstück schüttelte Maria die Kissen und Daunendecken auf und legte sie zum Lüften in die offenen Fenster. Derweil begleitete ich Mutter zum Einkaufen. Zuerst gingen wir zum Metzger und kauften das Fleisch für das Mittagessen, dann zum Milchladen,

um Milch und Butter zu besorgen. Ich bettelte Mutter immer an, mit mir zu Pilařs Konditorei zu gehen, aber das taten wir nur selten, denn wir mussten sparen. Dieses Geschäft war von Wand zu Wand mit Teppich ausgelegt, und es roch dort ganz wunderbar nach Vanille und Schokolade. Ich durfte mir immer nur zwei Leckereien aussuchen. Normalerweise entschied ich mich für einen »Indianerkrapfen« mit Schokoladenüberzug und ein Baiser, beides mit Schlagsahne gefüllt. Herr Pilař hatte eine braune dreieckige Stofftüte mit einer weißen Spitze, durch die er Spiralen aus Schlagsahne auf das Gebäck drückte. Er platzierte die zerbrechlichen Backwaren auf einem Pappteller und wickelte sie sorgfältig ein, damit nichts zerdrückt wurde. Mutter ließ mich das Paket tragen, aber ich durfte den Inhalt erst nach dem Abendessen verspeisen, andernfalls, so hieß es, würde ich mir den Appetit verderben.

Ich war eine problematische Esserin. Was ich nicht mochte, das aß ich einfach nicht, und weil ich so dünn war, wollten meine Eltern mir ständig besonders gesunde Sachen zu essen geben. Mir wurde übel, wenn nur ein Fitzelchen Haut von der warmen Milch auf meinem Kaffee schwamm. Am Fleisch durfte nicht das kleinste bisschen Fett sein, sonst rührte ich es gar nicht erst an, selbst wenn Mutter den widerlichen Fettrand abschnitt. Sie probierte diverse Erziehungsmethoden aus. Sie erzählte mir, Millionen Kinder auf der Welt müssten hungern und wären froh, so gutes Essen zu bekommen. Sie lud eine meiner Freundinnen zum Mittagessen ein, damit ich sehen konnte, wie brav andere Kinder essen. Aber es half alles nichts. Am Ende gab Mutter auf und kochte extra für mich Spaghetti mit Parmesankäse oder Schnitzel

mit Pommes Frites. Um den Löffel ekelhaft riechenden Lebertrans, den ich jeden Tag schlucken musste, damit ich nicht an Rachitis erkrankte, kam ich jedoch nicht herum.

Einmal hatten meine Eltern eine tolle Idee. Die Jugendorganisation der Sozialdemokraten schickte die Kinder ihrer Mitglieder in den Winterurlaub in das Isergebirge. Eigentlich war die Reise für Kinder im Schulalter gedacht und ich war mit meinen fünf Jahren noch in der Vorschule, aber eine der erwachsenen Begleitpersonen war Giesl, eine Bekannte, die ein Stockwerk über uns wohnte. Ich durfte mitfahren, und sie hatte ein besonderes Augenmerk auf mich. Dass alle anderen Kinder älter waren als ich, machte mir nichts aus. Wir gingen Rodeln und Skifahren und hatten jede Menge Spaß beim Spielen in der urigen Herberge, in der wir untergebracht waren.

Offenbar hatte man das Personal vorgewarnt, was meine Essgewohnheiten anging.

Ich sehe mich noch heute im Speisesaal sitzen, vor mir ein Teller mit etwas Unidentifizierbarem, extrem Verdächtigem. Natürlich rührte ich es nicht an. Niemand wurde böse auf mich, und ich durfte gemeinsam mit den anderen vom Tisch aufstehen. Beim Abendessen bekamen alle anderen ein neues Gericht, nur mir setzte man dasselbe vor, das schon am Mittag auf meinem Teller gelegen hatte. Wieder rührte ich es nicht an.

Am nächsten Tag zogen wir uns warm an und machten einen Ausflug in den Wald. Wir stapften durch hohen Schnee und kamen an einen kleinen Bach, der zugefroren war, nur in der Mitte sah man durch einen schmalen Spalt im Eis das Wasser plätschern. Über den Bach führte ein Holzsteg mit einem Handlauf an einer Seite. Wir

gingen einer nach dem anderen hinüber, als mir plötzlich schwarz vor Augen wurde.

Ich wachte in einem großen, fremden Bett auf, unter einer gewaltigen Daunendecke. Mehrere Erwachsene standen um mich herum, und Giesl beugte sich besorgt über mich. Ich verstand nicht, was los war. Später erzählten mir die anderen Kinder ganz aufgeregt, ich sei am Ufer des Bachs ohnmächtig geworden und man habe mich zurücktragen müssen. Ich wurde zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, man gab mir Tee und etwas Leckeres zu essen.

Den Rest dieses wunderbaren Urlaubs über versuchte niemand mehr, mir irgendwelche Speisen vorzusetzen, die ich nicht mochte. Als ich wieder nach Hause kam, war ich so wählerisch wie eh und je.

Wenn wir vom Einkaufen zurückkehrten, machten sich Mutter und Maria daran, das Essen vorzubereiten. Heute kann ich nicht nachvollziehen, was die beiden da jeden Vormittag zwei Stunden oder länger in der Küche taten. Auf dem Elektroherd dampften stets mehrere Töpfe vor sich hin, und beide Frauen rührten, hackten oder schälten ununterbrochen in ihren Schürzen mit geröteten Gesichtern. Manchmal machten sie Nudeln, dann rollten sie den Teig zu dünnen Platten aus, die sie anschließend in der ganzen Wohnung auf sämtlichen Tischen und Betten auf weißen Tischtüchern zum Trocknen auslegten. Später schnitten sie dann Nudeln, dünne für Suppe, kleine Quadrate für die leckeren Schinkenfleckerln oder breitere Nudeln, aus denen Mutter einen Auflauf machte, den sie mit Zucker und Mohn oder Zimt bestreute.

Im Sommer besorgte Mutter Obst, aus dem sie für den Winter Konfitüre herstellte. Aprikosen, Erdbeeren oder Kirschen wurden mit Zucker eingekocht und dann in Glasgefäße mit dicht schließenden Deckeln gegeben. Dann wanderten die Gläser in einen riesigen Topf mit einem Thermometer in der Mitte. Wenn sie abgekühlt waren, klebte Mutter Aufkleber mit dem jeweiligen Datum auf die Gläser und stellte sie auf die Regale in der Speisekammer. Im Herbst, wenn die Pflaumen reif waren, machte sie ein wunderbares Pflaumenmus, das man bei uns »Powidel« nannte und das als Füllung für Germknödel oder *buchty* verwendet wurde, die bei den Tschechen äußerst beliebt waren.

Am Waschttag gab es nur ein ganz einfaches Mittagessen, oft war es Wurstgulasch aus Kartoffeln und Salamiwürfeln mit Bratensoße. Meistens aber gab es Roastbeef, das mein Vater besonders liebte. Mutter hob ihm stets eine Portion zum Abendessen auf, und dann nahm er immer Brot und tunkte es in die Soße. Meine Lieblingspeise war ein Dessert, das Mutter manchmal sonntags machte, vor allem wenn Vaters jüngerer Bruder, Ernst-Benjamin, zum Essen kam: Dukatenbuchteln, kleine quadratische Hefeteilchen mit einer warmen, köstlich süßen Vanillesauce.

Alle Mahlzeiten wurden auf dem grünen ovalen Tisch in meinem Zimmer serviert. Die Küche war zu schmal für einen Esstisch und Stühle. Es war recht ungewöhnlich für ein Hausmädchen gemeinsam mit der Familie am Tisch zu sitzen, aber wenn Maria die Suppenterrine brachte, setzte sie sich und aß mit uns. Meine Eltern waren überzeugte Sozialisten und glaubten nicht an Klassenunterschiede. Maria war unsere Angestellte, aber

sie wurde niemals behandelt, als wäre sie deshalb weniger wert.

Nach dem Mittagessen spülte Maria das Geschirr, und Mutter legte sich auf das Sofa im Schlafzimmer und rauchte eine Zigarette. Meistens kniete ich mich neben sie und bat sie, eine »lange Asche« zu machen. Dann hielt sie die Zigarette ganz vorsichtig über dem Aschenbecher, der auf ihrem Bauch stand, und streifte die Asche nicht ab, sondern ließ sie immer länger werden bis sie sich daran fast die Finger verbrannte. Wenn die Asche schließlich nachgab und in den Aschenbecher fiel, seufzte ich mit gespielter Enttäuschung.

Mutter ruhte sich kurz aus, und dann gingen wir in den Park. In der Nähe unseres Hauses gab es zwei Parks, der eine hieß Stromovka, der andere Letná. Der Letná war etwas weiter weg und kleiner. Der Stromovka war der ehemalige königliche Wildpark und erstreckte sich bis zur Moldau hinunter. Es gab eine Art Brücke, die aus mehreren flachen, miteinander verbundenen Booten bestand, und ich liebte es, darauf herumzulaufen, weil es so schön schaukelte. Am anderen Flussufer befand sich der Prager Zoo. In beiden Parks gab es Kinderspielplätze mit Sandkästen, aber obwohl ich den im Letná lieber mochte, wollte Mutter immer zum Stromovka. Immerhin gab es im Stromovka Teiche, auf denen Enten schwammen, flauschige Entenküken im Schlepptau, die in V-Formation hektisch ihren Müttern hinterherpaddelten. Man durfte sie mit alten Brötchen fütten. Es gab auch viele Eichhörnchen, die in unserer Nähe herumhüpften. Manchmal kaufte Mutter für eine Tschechische Krone eine Tüte Erdnüsse von einem Mann mit einem Tablett, das er mit einem Riemen über der Schulter trug.

Nachwort

Es ist allgemein bekannt, welche hohe Bedeutung für die Aufklärung über Verfolgung und Widerstand den Erinnerungen der Betroffenen zukommt. Zwar liegen inzwischen viele Tausende veröffentlichter Lebensberichte von Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager vor, doch bei dem Bericht von Dita Kraus handelt es sich um ein ganz außergewöhnliches Zeugnis einer Überlebender der Shoah. Edith Kraus, geborene Polach, erblickte am 12. Juli 1929 in Prag das Licht der Welt und wuchs in einer jüdischen, sozialdemokratisch geprägten Familie auf. Prof. Johann Polach, ihr Großvater, vertrat in den 1920er- und 1930er-Jahren die Sozialdemokratische Partei als Bildungspolitiker und Senator im tschechischen Parlament. Der Vater, Dr. Hans Polach, war als Rechtsanwalt tätig. Im Haus gingen Minister und andere Prominente ein und aus.

Edith, genannt Dita, die nicht religiös erzogen wurde, erfuhr als Zehnjährige nach der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei, wie ihr normales Leben binnen Kurzem endete. Sie erlebte den sich schnell radikalisierenden Antisemitismus, die Entrechtung und wirtschaftliche Existenzvernichtung, die Gewalteskalation, Deportation und Lagerhaft. Mit 13 Jahren wurde sie mit ihrer Familie im Ghetto Theresienstadt interniert, im Dezember 1943 von dort gemeinsam mit ihren Eltern ins KZ Auschwitz-Birkenau weitertransportiert. Im sogenannten Theresienstädter Familienlager kam sie in Kontakt mit Fredy Hirsch, dem charismatischen Organisator des Unterrichts

im Block 31, dem Kinderblock. Im Juli 1944 brachte die SS sie gemeinsam mit ihrer Mutter Elisabeth zur Zwangsarbeit in die Neuengammer Außenlager Dessauer Ufer, Neugraben und Tiefstack. Ihre Befreiung erlebte sie in Bergen-Belsen. Bis auf ihr Leben hatte sie fast alles verloren: der Großvater starb in Theresienstadt, der Vater in Auschwitz und ihre Mutter an den Folgen der Entbehrungen im Juni 1945 in Bergen-Belsen. Auf den dort entstandenen, weltbekannten Filmaufnahmen der britischen Befreier ist auch die damals 16-jährige Dita Polach zu sehen, als Übersetzerin bei Verhören von SS-Angehörigen wie dem Lagerarzt Dr. Fritz Klein.

Dita Polach kehrte allein nach Prag zurück. Anfang 1947 heiratete sie ihren Mann Otto, der ebenfalls Häftling im KZ Auschwitz-Birkenau gewesen war und später auch über seine eigenen Verfolgungserfahrungen literarisch reflektierte (vgl. Otto B. Kraus: Die bemalte Wand. Roman. Berlin 2002). 1949 ging das Ehepaar Kraus mit seinem ersten Sohn nach Israel, bekam dort noch zwei weitere Kinder. Anfangs lebten und arbeiteten sie in einem Kibbuz, und später waren beide als Lehrer tätig. In den Nachkriegsjahren galt es zurück ins Leben zu finden, wieder zu Kräften zu kommen und die materielle Not zu überwinden. Wie andere Überlebende auch wollten Dita und Otto Kraus ihre Kinder nicht mit ihren Traumata belasten. Wenn auch das Familienleben von privatem Glück – aber auch Unglück – bestimmt war, so blieb gleichwohl das Lager als prägende Erfahrung allgegenwärtig.

Fünfzig Jahre nach ihrer Ankunft in Israel, im Juni 1999, besuchte Dita Kraus zum ersten Mal nach Kriegsende

Deutschland. Der Freundeskreis der KZ-Gedenkstätte Neuengamme hatte eine Gruppe ehemaliger Häftlinge des Frauenaußenlagers Hamburg-Neugraben eingeladen. Ihre Freundin Margit Herrmannová und andere ehemalige »Lagerschwestern« überredeten Dita Kraus, ihre Bedenken hintanzustellen. Doch auch anschließend tat sie sich zunächst weiter schwer mit dem Weg zu den Stätten, die mit so viel persönlichem Leid verbunden sind. Im Juli 2009 teilte sie mit, sie glaube nicht, dass sie nochmals nach Deutschland werde reisen können, die »schlimmen Erinnerungen« würden dadurch immer wieder wach. Ein Jahr später kam sie dann doch erneut, als im September 2010 dank des Engagements von Heiner Schultz, des langjährigen Vorsitzenden des Freundeskreises KZ-Gedenkstätte Neuengamme, am Lagergelände in Neugraben ein Stolperstein für ihre Mutter verlegt wurde. Auf der Messingplatte die Worte: »Hier arbeitete Elisabeth Polach, geb. Adler, Jg. 1902, deportiert 1942, Theresienstadt, Auschwitz, Neuengamme, Bergen-Belsen, gestorben 29.6.1945.«

Mit der Einweihung des Steins und dem Besuch des Friedhofs auf dem Kasernengelände in Bergen-Belsen, wo ihre Mutter begraben wurde, vertiefte sich der Kontakt zu den Gedenkstätten in Bergen-Belsen und Neuengamme, der Dita Kraus in den letzten zehn Jahren immer wieder zu Gedenkveranstaltungen, Interviews und Vortragsreisen nach Deutschland führte.

Die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten und die Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte zur Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen sind der in Netanja (Israel) lebenden Dita Kraus sehr dankbar dafür, die eindrucksvollen, sehr dichten und auch sprachlich

ausdrucksstarken Lebenserinnerungen nun auch einem deutschsprachigen Publikum zugänglich machen zu können. Es dauerte lange, bis sich Dita Kraus dazu durchringen konnte, ihre Erinnerungen als Buchmanuskript niederzuschreiben. Sie stützte sich dabei teilweise auch auf schon in früheren Jahren verfasste einzelne Berichte. Sie schrieb das Manuskript in englischer Sprache, denn ihr lag sehr viel daran, dass ihre in Israel lebenden Kinder und Enkel ihren Lebensbericht lesen konnten. Dr. Dagmar Lieblová, die wesentliche Stationen des Verfolgungswegs mit Dita Kraus teilte, übersetzte große Teile des Manuskripts ins Tschechische, wo die Erstausgabe im November 2018 unter dem Titel *Odložený život* bei Knihy Dobrovský verlegt wurde. Im Februar 2020 erschien bei Penguin Random House unter dem Titel *A Delayed Life. The powerful memoir of The Librarian of Auschwitz* die englische Ausgabe ihrer Lebenserinnerungen. Diese bildet die Grundlage des nunmehr in Deutsch vorliegenden Buches. Weitere Ausgaben in Französisch, Italienisch, Portugiesisch, Rumänisch, Spanisch und Slowakisch befinden sich in Vorbereitung.

Zwar stehen die Jahre der Verfolgung und Lagerhaft im Mittelpunkt des Buches, doch umfasst die Schilderung das ganze Leben der inzwischen über 90-jährigen Dita Kraus. Der Bericht beschränkt sich nicht auf die Darstellung der Ereignisabfolge, sondern gewährt sehr persönliche Einblicke in die Gefühlswelt der Autorin. Für die Zeit der Verfolgung bleiben die Ängste, Anfechtungen und Momente drohender Verzweiflung der damals Jugendlichen nicht ausgespart. Und im Bericht über das Leben danach scheinen die Belastungen und Selbstzweifel auf, die trotz der zahlreichen, großen Lebens-